

Literarische Beilage

zu den Mittheilungen des Vereines

für

Geschichte der Deutschen in Böhmen.

XXXVIII. Jahrgang.

I.

1899.

Literatur über den Grafen Leo Thun.

1. S. Frankfurter, Graf Leo Thun-Hohenstein, Franz Erner und Hermann Bonitz. Beiträge zur Geschichte der österreichischen Unterrichtsreform. Wien 1893 (bei A. Hölder).
2. W. v. Hartel, Festrede zur Enthüllung des Thun-Erner-Bonitz-Denkmal, gehalten in der 1. Haupt Sitzung der 42. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner am 23. Mai 1893. (Wien 1893).
3. Freiherr v. Helfert, Der Prager Juni-Aufstand 1848. (Aus dem Oesterr. Jahrb. 1897 besonders abgedruckt). Prag 1897 (bei Fr. Kivnád).
4. S. Frankfurter, Graf Leo Thun-Hohenstein. In der „Allgemeinen Deutschen Biographie“ (1894).
5. Fr. Teutsch, Denkrede auf Josef Andreas Zimmermann. „Archiv f. siebenbürgische Landeskunde.“ Bd. 28 (1898). S. 5—40.

Als im J. 1893 die Versammlung der deutschen Philologen und Schulmänner in Wien tagte, wurde zugleich die Enthüllung der Büsten der gefeierten Organisatoren des höheren Schulwesens in Oesterreich, des Ministers Grafen Leo Thun, sowie seiner Berather Franz Erner und Hermann Bonitz vorgenommen, was der Anlaß wurde, daß S. Frankfurter (als Epigraphiker wie als Bibliotheksbeamter weiteren Kreisen bekannt) eine gediegene Festschrift und W. v. Hartel die bei der Enthüllungsfeier gehaltene Rede in Druck erschienen ließ. Dies gab den Anlaß, daß die „Allgemeine Deutsche Biographie“, als sie vor dem Artikel „Thun“ stand, denselben dem Dr. Frankfurter anvertraute. Für seine Arbeiten erhielt Frankfurter alle nöthigen Materialien zur Verfügung gestellt: aus dem Unterrichtsministerium, aus

dem Besitze des ehemaligen Unterstaatssecretärs Freiherrn von Helfert (der überdies selbst einen Theil seiner Erinnerungen tschöchisch in der Zeitschrift „Osvěta“, ferner im „Oesterr. Jahrbuch“ 1891, 1892, 1893, 1896, 1897 über Leo Thun werthvolle Abhandlungen publicirte) und aus dem Familienarchive der Grafen Thun in Tetschen, so daß wir einen willkommenen Einblick nicht nur in das 1848 begonnene Organisationswerk, sondern auch in die Schul- und Bildungsverhältnisse des Vormärz erhalten. Letzteres erscheint uns um so wichtiger, als hierüber der jüngeren Generation wenig genug bekannt ist, ohne die Anfänge zu würdigen aber auch der Fortgang der Dinge nicht verstanden werden kann.

An die Spitze der Betrachtung gehört Franz Exner, der älteste der drei Männer, geb. 1802 in Wien, dort und zu Pavia als Philosoph und Jurist herangebildet, 1827—1831 Supplent der philosophischen Lehrkanzel zu Wien; hier wurden damals in engeren Kreisen die literarischen und musikalischen Interessen desto eifriger gepflegt, je weniger man sich politisch erregen durfte; es herrschte große Selbstbethätigung, weil officiell nichts geboten wurde. Im J. 1831 kam Exner als Professor nach Prag, wo er bis April 1848 wirkte und dem philosophischen Systeme Herbart's für Oesterreich die Bahn brach. Nicht ohne auch auswärt's Anerkennung zu finden, wie denn die Universität Bonn ihn für sich zu gewinnen suchte, eine damals für einen Oesterreicher unerhörte Auszeichnung; durch Reisen nach Deutschland wurde er mit Männern wie Bonitz u. A. bekannt.

Frankfurter gibt eine Schilderung der damaligen Studienverhältnisse, wonach jeder Professor an das vorgeschriebene Lehrbuch sich zu halten verpflichtet war und wie Exner, als die Zügel unter Kaiser Ferdinand sich lockerten, darüber hinauszugehen wußte; was damals für eine That galt und die Hochachtung der Gleichstrebenden eintrug. Die Prager Gesellschaft war zu jener Zeit national noch nicht so gespalten, obwohl beim Erscheinen des ersten Bandes von Palacky's Böhmischer Geschichte (1836) der Historiker der Universität, Kuoßl, sofort die Tendenz des Werkes begriff, wenn er auch nur gesellschaftlich, bei den Behörden oder vom Katheder herab, nicht aber literarisch dagegen austrat. (Frankfurter 1, S. 61.) Exner, der keine politische Alder hatte, verkehrte mit Palacky und in ihrem Kreise erschien bald auch Graf Leo Thun.

Dieser war im J. 1811 auf dem Stammschloß zu Tetschen geboren. Durch seine Mutter, eine geborene Gräfin Brühl, kam er in mancherlei Beziehungen zu dem benachbarten Königreich Sachsen, von denen auch Graf Beust in seinen Memoiren Erwähnung thut. Beust kannte die drei Brüder Franz, Frik, Leo Thun schon von Kindesbeinen an. Graf Friedrich Thun, der Vater unseres gewesenen Statthalters und derzeitigen Ministerpräsidenten, war Beust's Duzbruder und noch als Bundespräsidialgesandter in den Fünfziger Jahren sein lieber Freund; Beust hielt auf ihn und hätte gewünscht, daß derselbe der Nachfolger des Fürsten Felix Schwarzenberg in der Leitung der auswärtigen Angelegenheiten geworden wäre anstatt des viel weniger geeigneten Grafen Buol. Als aber Beust in Oesterreich Minister wurde, ging die Freundschaft in Trümmer, was Herrn von Beust den Anlaß gab, auch seiner Seits an den Grafen Thun Kritik zu üben. Namentlich an ihrer Neigung zum Tschöchenthum, die früh zu Tage trat, „obschon die Familie damit historisch nicht verwebt war“, da sie zur Zeit des dreißigjährigen Krieges aus Südtirol nach Böhmen kam, um an dem damaligen Latifundienwerb Theil zu haben. (Die Tridentiner und die böhmische Linie haben sich neuerdings noch wiederholt ver-

schwägert). Beust hörte den Grafen Leo schon in seiner Jugend oft sagen: „Ich bin kein Deutscher, ich bin ein Böhme.“ Von den Reden aber, die Graf Friedrich Thun 1867 auf dem Böhmischem Landtag hielt, meint Beust, daß dieselben „ganz objectiv und von jedem Parteistandpunkt abgesehen betrachtet nicht geeignet waren die gute Meinung von seiner staatlichen Befähigung, die er sich als Gesandter bei den deutschen Mittelstaaten (weniger bei Bismarck) erworben hatte, zu bestärken.“ Wie dem nun später auch war, in den Dreißiger Jahren galten die Grafen Thun als „sehr liberal“, Leo als der bedeutendste unter ihnen, ein Charakter, aber auch leidenschaftlich, schroff und hartköpfig; wozu sehr beitrug, daß er auf einem Ohr nichts hörte. — Das Familienleben auf Schloß Tetschen wird als ein erfreuliches geschilbert; Vater und Mutter harmonirten, der Erzieher der jungen Grafen, früher bei Lobkowitz, Joh. Rohrweck, war ein tüchtiger Pädagoge, bald auch der väterliche Freund seiner Zöglinge. Hierbei mag die Bemerkung eingeschoben werden, daß der böhmische Hochadel in der damaligen Zeit durch seine geistige Regsamkeit sich auszeichnete. Graf Chotek, der spätere Oberstburggraf, der in den Zwanziger Jahren Gouverneur von Tirol war, hat dort das beste Andenken hinterlassen; unter seiner Anregung und Mitwirkung kam das Museum Ferdinandeum in Innsbruck zu Stande, während ein Promenadeweg hinter dem Hofgarten noch immer nach ihm die „Choteksallee“ benannt ist. Die Wirksamkeit des Grafen Sternberg ist bekannt. Aber auch Graf Stefan Széchenyi, der „große Ungar“, der 1845 der Grundsteinlegung des Kaiser Franzmonumentes in Prag beiwohnte, hebt den muskulösen Körperbau und die rothen vollen Wangen der böhmischen Herren gegenüber manchen schwächtigen ungarischen Magnaten hervor; er rühmt ihre Anstelligkeit, welche ihnen in der Reichsregierung über den ungarischen Adel das Uebergewicht verschafft habe. (Die Reiseberichte Széchenyis, in bestem Wiener Deutsch ins Tagebuch geschrieben, sind 1890, wenn ich nicht irre, ungarisch publicirt worden. Ich entnehme diese Notizen einem Aufsatze von A. Zichy im „Pester Lloyd“.) Die jungen Grafen Thun, um zu diesen zurückzukehren, absolvirten die Grammatical- und Humanitätsclassen im J. 1826, das folgende Jahr auch die beiden „philosophischen“ Jahrgänge „privat“, wonach sie auf Andringen Rohrwecks (obwohl der Vater es dabei bewenden lassen wollte) die Universität Prag bezogen, um bis 1831 Jura zu studieren. Dann folgten zur Erweiterung ihres Gesichtskreises kleinere und größere Reisen: nach Dresden, nach England, nach Paris, wobei Beziehungen zu Persönlichkeiten wie Alexis de Toqueville angeknüpft wurden, auch zu dem Engländer James H. Ope, demselben, über den Friedrich in seiner Döllingerbiographie als einem Führer der katholisirenden Anglicaner nähere Erwähnung thut.

Graf Leo brachte von diesen Reisen mannigfache Anregungen mit, so ans Orford in Bezug auf das Universitätswesen, aus Frankreich hinsichtlich der Bestrebungen für das Wohl der verwahrlosten Classen der Gesellschaft, namentlich auch der entlassenen Sträflinge; über „die moralische Reform der Gefängnisse“ handelt eine kleine Schrift, die er im J. 1836 herausgab. Er theilte sich zugleich eifrig an den Wohlthätigkeitsbestrebungen seiner Standesgenossen, auf deren Ersprießlichkeit und moralischen Nutzen für den Adel selbst sein Lehrer Rohrweck mit Nachdruck verwiesen hatte.

Damit Hand in Hand ging sein Interesse für das „Böhmische“, das sich ja auch in einer zurückgesetzten Stellung befand. Leo erlernte dasselbe wie eine fremde Sprache, ohne daß sie ihn jemals so geläufig geworden wäre, wie das

fleißiger geübte Französisch und Englisch. Er trat auch zu den damaligen Wortführern des „Böhmenthums“, zu Hauka, Jungmann, Valacky und Safarik in persönliche Beziehungen.

Im J. 1842 veröffentlichte Leo Thun seine schon zehn Jahre früher abgefaßte Schrift „Ueber den gegenwärtigen Stand der böhmischen Literatur und ihre Bedeutung“ (Prag bei Kronberger und Rivnac), worin er für die Wiederbelebung des von der Germanisirung zurückgedrängten Böhmenthums eintretend und die Besorgniß vor den Gefahren des Panlawismus u. s. w. zurückzuweisen suchte. Da er dabei auch die Lage der Slovaken in Ungarn berührte, gerieth er in eine Controverse mit dem drei Jahre jüngeren Franz Pulszky aus Eperies in Oberungarn, der sich damit gleichfalls die publicistischen Sporen verdiente. Beide Streiter sind ihrem Standpunkte bis ans Ende ihrer Tage treu geblieben; man findet diese Polemik, die sich schließlich in die Spalten der „Allgemeinen Zeitung“ hinein zog, in Pulszky's Memoiren besprochen, wo zugleich der Verwunderung Ausdruck gegeben wird, daß der deutsche Adel Böhmens so hitzig für die slawische Sache sich einsetzt, ohne die politische Tragweite davon zu ermessen; ein Standpunkt, den dreißig Jahre später Fürst Bismarck in den „Grenzboten“ durch sein „Büschlein“ vertreten ließ und der sich durch die Thatfachen als richtig herausgestellt hat. Wie ja bekanntlich auch nicht alle Grafen Thun in Böhmen der Richtung der Tetschener Linie gefolgt sind. Unterdessen war Graf Leo (1836) zu Prag in die Gerichtspraxis eingetreten, worauf er das reguläre Avancement eines Staatsbeamten der damaligen Zeit wenn auch rascher als Andere durchmachte; er wurde 1840 überzähliger Auscultant beim k. k. böhmischen Landrechte, 1841 „aus besonderer Gnade“ überzähliger unbesoldeter Rathspräsident, 1842 überzähliger und unbesoldeter Kreiscommissär zunächst beim Kauzimer Kreisamt, das seinen Sitz in Prag hatte, dann in Rakonitz, 1843 in Röniggrätz; 1845 unbesoldeter Secretär bei der niederösterreichischen Landesregierung mit der Diensteszuweisung zur Vereinigten Hofkanzlei, u. zw. zuerst im kaiserlichen Departement, später beim Gemeindedepartement. Er hatte Gelegenheit hiebei den schleppenden Geschäftsgang und die ganze einer gründlichen Revolution durchaus bedürftige Regierungswirtschaft kennen zu lernen. Auch in Wien verkehrte der Graf mit den literarisch angeregten Kreisen, die wir in den Memoirenwerken der Zeit erwähnt finden; beim Freiherrn Clemens Hügel, dem bekannten Vertrauten Metternichs; bei dem Botaniker und Polyhistor Endlicher, bei dem jüngeren Baron Sommaruga „dessen Connexionen junge freisinnige geistreiche Beamte zum Theil Freunde von Professor Gyner, Volzano u. A.“ waren; namentlich wird unter diesen hervorgehoben „ein junger Doctor Bach (d. h. der spätere Minister) und Professor (Leopold) Neumann, polnischer Abkunft und slawischer Gesinnung“. Er beschloß auch in den politischen Leseverein, dessen Mitglieder die meisten dieses Kreises waren, einzutreten. Dort hätte er einige der künftigen „Bürgerminister“ kennen lernen können.

Unterdessen war das J. 1846 herangekommen und mit ihm der Aufstand in Galizien, den zu dämpfen Graf Rudolf Stadion, der Gouverneur von Mähren, in außerordentlicher Mission entsendet wurde. Thun erbot sich als „Regierungssecretär“ mitzugehen, was acceptirt wurde. So hatte er Gelegenheit Galizien nach allen Seiten hin kennen zu lernen, indem sich zugleich seine Geschicklichkeit erprobte, die concreten Verhältnisse richtig aufzufassen, was ihn auch in seiner Ministerstellung später ausgezeichnet hat. Er ließ sich (das ist gleichfalls charakteristisch für ihn) nicht die Mühe verbießen, sowohl polnisch wie ruthenisch zu erlernen, um selbständig urtheilen zu können.

Nach Wien zurückgekehrt, heiratete er 1847 Karoline Gräfin Lam-Martinič, die Schwester des Grafen Heinrich Karoslav Lam-Martinič; eine Familienverbindung, die auf Leo von großem Einfluß war. Dieser ging noch im selben Jahr mit Franz Stadion, dem bisherigen Statthalter des Küstenlandes, als Gubernialrath nach Lemberg, wohin ihm auch sein Schwager folgte.

Sie erlebten hier zusammen den Anfang der Revolution, bis Graf Thun am 17. April 1848 an Stelle des feigen und lethargischen, behandsühten und verführten Rudolf Stadion als Gubernialpräsident nach Prag berufen wurde. Indem der neue Minister des Innern, Billersdorf, ihm die Ernennung mittheilte, bezeugte er zu seiner Landeskenntniß, seiner Energie und seiner Gewissenhaftigkeit das größte Vertrauen.

Ueber die Erlebnisse Leo Thuns während der stürmischen Zeiten des Revolutionsjahres in Prag hat Helfert einen eigenen Band publicirt, der mannigfaches Interesse darbietet. Thun, der als Beamter seine Pflicht that, ward von den Parteien angefeindet, von den Studenten während des Pfingstaufstandes gefangen gesetzt, dann von dem Ministerium Doblhoff fallen gelassen, woraus der Graf ein Jahr als Privatmann in Prag, in Tetschen und in Smecna verbrachte.

Helfert hat für die Zeit des Aufstandes unter seinen adeligen und tschechischen Freunden fleißig Umfrage gehalten, so daß er ein vollständiges Tableau der Ereignisse entwerfen konnte, für das nur der höfischloyale Hintergrund nicht recht paßt. Denn wenn Friš Thun damals aus Innsbruck schrieb, das Auftreten des („vergötterten“) Banns von Kroatien habe einen ausgezeichneten Eindruck gemacht, so wäre doch andererseits hervorzuheben, daß die Regierung, die in Innsbruck war, auf die Leute, die sie sahen, nichts weniger als einen günstigen Eindruck machte; worüber Nachrichten genug vorliegen, so neuerdings wieder über den Empfang einer Deputation aus Siebenbürgen (am 11. Juni 1848) von Seite eines Theilnehmers an derselben, des späteren Präsidenten des protestantischen Oberkirchenrathes in Wien J. A. Zimmermann, der 1850 bis 1860 der einflußreiche Rath Leo Thuns in allen siebenbürgischen Angelegenheiten war. Unter den Zeugen über die damaligen Zustände in Prag vermissen wir einen berühmten Prager, Anton Springer, allerdings einen Antipoden des Herrn v. Helfert, den er in seinen Lebenserinnerungen „einen durch seine kirchlich-politischen Wandlungen berüchtigten“ Mann nennt. Dafür wird er von Helfert durch Ignorirung bestraft, wie aus demselben Grunde langjährigen Gegensatzes Alfred von Arneth in seinem Buche über Bessenberg Helferts Geschichte Oesterreichs seit den Octobertagen 1848, z. B. hinsichtlich der Thronbesteigung des Kaisers Franz Joseph, zu benützen verschmäht hat.

Helfert schließt seine Darstellung der Prager Funitage mit einer politischen Betrachtung. Das Nationalböhmenthum sei in Folge des Aufstandes auf lange hinaus bei Regierung und Adel discrebirt gewesen; auch Palacky, der ja auf dem Slawencongreß mit Bakunin zusammen ein Manifest an die Völker Europas ausgearbeitet hatte; die literarischen Kreise verloren ihre Fühlung mit jenen politisch einflußreichen Schichten der Gesellschaft, aber auch umgekehrt; was erst in der constitutionellen Aera wenigstens zum Theil wieder anders geworden sei (nämlich gegenüber den tschechischen Literaten und Gelehrten). In Folge jener Entfremdung hätten auch die Errungenschaften des Völkerfrühlings 1848 (von den Tschechen) nicht behauptet werden können. „Welches war der Inhalt der kaiserlichen Gewährungen vom 8. April? Zusammengehörigkeit der Länder der böhmischen Krone Böhmen, Mähren und Schlesien; Er-

richtung verantwortlicher Centralbehörden in Prag; Besetzung aller öffentlichen Aemter und Gerichtsbehörden durch solche, die beider Landessprachen mächtig sind. Dazu kam die Ernennung eines kaiserlichen Prinzen, des nächststehenden am Throne (Franz Joseph), zum königlichen Statthalter mit verantwortlichen königlichen Statthalterei-räthen zur Seite und in letzter Stunde die Einberufung eines constituirenden böhmischen Landtages. — Am 10. Juni kam das aus Innsbruck vom 6. datirte königliche Rescript nach Prag (Graf Albert Rostiz und Kieger waren deshalb 8 Tage in Innsbruck gewesen), es sollte kundgemacht und ins Werk gesetzt werden — da erfolgte der Losbruch und die Kundmachung unterblieb. Der Aufstand bekam die Oberhand, und der Gubernial-Präsident erhielt aus Innsbruck die Weisung, mit dem Vollzuge der königlichen Ge-währungen innezuhalten.“

Trotzdem war Leo Thun entschlossen, an dem Wesen der Gewährungen vom 8. April festzuhalten und die Durchführung derselben ins Werk zu setzen, was nur durch die am 17. Juli 1848 erfolgte Enthebung des Grafen von seinem Posten ver-eitelt wurde. Im Ministerium wie im Reichstage überwogen die centralisirenden Tendenzen. „Und so waren die kostbaren kaiserlichen Gewährungen für Böhmen be-graben, nicht bloß für damals, vielleicht für immer, um nicht wieder aufzuerstehen.“ Mit diesen Worten schloß Helfert vor drei Jahren (vom letzten November 1896 ist die Vorrede datirt) seine Darstellung, nicht ohne daß er seitdem durch die Ereignisse überholt worden wäre.

Unterdeß hatte die Umwälzung ihr Ziel erreicht, die ganze seit dem Tode des Kaisers Franz regierende Gesellschaft war beseitigt und der energische Fürst Felix Schwarzenberg sammelte um sich alle Kräfte, mit denen die Reorganisation der Monarchie in Angriff genommen werden konnte: Frauз Stadion, Bach, Schmer-ling, Leo Thun, wie man sieht, Männer von sehr verschiedener politischer Tendenz. Aber darin zeigt sich eben die Geschicklichkeit des Staatsmannes, daß er die Kräfte zu vereinen und dem gesteckten Ziele entgegenzuführen versteht. Freilich muß auch das Ziel richtig gewählt sein.

Die Ernennung des Grafen Leo Thun zum Unterrichtsminister erfolgte am 28. Juli 1849. Auch er wußte mit Männern verschiedener Richtung zusammen-zuarbeiten, in erster Linie mit dem zum Ministerialrath ernannten Gyner und mit dem aus Deutschland berufenen Philologen Bonik. Es wurden die Universitäten und die Mittelschulen nach dem erprobten deutschen Muster (die Gymnasien mit lobens-werthen Abweichungen) auf die Grundlage gestellt, auf der sie noch jetzt beruhen. Ein Werk, wir wiederholen es, welches immerdar der Regierung des Kaisers Franz Joseph zum Ruhme gereichen wird. Es erfolgten die Berufungen auswärtiger Kräfte, die im Allgemeinen mit Takt gewählt waren und die der Minister wiederholt selbst loekenden Anerbietungen gegenüber in Oesterreich festzuhalten verstand. Die Noblesse, mit der er dabei verfuhr, hat keiner seiner Nachfolger erreicht. Für das historische Studium hat er viel gethan, besonders für das der österreichischen Geschichte; Prof. Albert Jäger sprach mir noch als hoher Achtziger davon mit Nührung, und seine Schüler, jetzt auch schon alte Herren, erinnern sich, wie Leo Thun im Institut für österreichische Geschichtsforschung einer Unterrichtsstunde beiwohnte, als an ein un-vergeßbares Ereigniß. Ficker hat dem Grafen Thun noch nach dem Anscheiden des-selben aus dem Ministerium sein Werk über den „Reichsfürstenstand“ gewidmet (1861); Bonik, als er 1866 Oesterreich verließ, hat ihm seine Dankbarkeit erwiesen. Auch darin zeigte es sich, wie wenig Thun ein Mann der Schablone war, daß er den örtlich

erprobten Institutionen entgegenkam, so in der Behandlung der italienischen Universitäten Padua und Pavia, der ungarischen Rechtsakademien, der siebenbürgischen Gymnasien; über letzteren Punkt enthält die Denkrede auf Zimmermann interessante Daten. In dieser Beziehung überragte Thun an staatsmännischer Befähigung die josephinisch-liberalen Reformer auf dem Gebiete des Schulwesens, die für die wirthschaftlich wie confessionell verschiedenen Verhältnisse der einzelnen Länder zu wenig Verständniß erwiesen; daher die Rückschläge, die auf das politische Gebiet übergriffen. Die umfassende Wirksamkeit Leo Thuns als Unterrichtsminister hat Hartel, der seitdem selbst zu einer leitenden Stellung berufen wurde, vortrefflich gekennzeichnet und dabei den Antheil, den das auf dem Gebiete des Erziehungswesens öfters vorausgehende Prag an den Reformen genommen, in herabder Weise hervorgehoben.

Thuns späteren Lebenslauf von dem Rücktritte als Unterrichtsminister am 20. October 1860 bis zu seinem Tode am 17. December 1888 findet man von Frankfurter in der Allgemeinen deutschen Biographie in großen Zügen dargelegt, doch wollen wir darauf nicht näher eingehen. Thuns politische Thätigkeit in der constitutionellen Aera gehört in ein eigenes Capitel. Jedenfalls verdient der Mann und seine Ansichten, auch wo man dieselben nicht theilt, ein aufmerksames Studium; denn er gehört zu den wenigen Mitgliedern unseres Hochadels, deren ministerieller Wirksamkeit die Nachlebenden eine dankbare Erinnerung dauernd bewahrt haben. —n—

(Geschichte der Kämpfe Oesterreichs.) Kriege unter der Regierung der Kaiserin Maria Theresia. Im Auftrage des k. und k. Chefs des Generalstabs herausgegeben von der Direction des k. und k. Kriegsarchivs. Oesterreichischer Erbfolgekrieg. 1740—48. III. Band. Der erste schlesische Krieg, bearbeitet von Maximilian Ritter von Hoen, k. u. k. Hauptmann des Generalstabs, und Andreas Kienast, k. u. k. Hauptmann des Armcestandes. XV. u. 997 S. Wien, Seidel und Sohn, 1898. Mit sechs graphischen Beilagen.¹⁾

Mit anerkannterwerther Raschheit ist auf die Darstellung des ersten Theils des Krieges von 1741/42 zwischen Maria Theresia und Friedrich II., bis zur Convention von Klein-Schnellendorf reichend, der zweite Theil gefolgt, der im vorliegenden Bande die Geschichte dieses Feldzugs beendet. Es ist die gemeinschaftliche Arbeit zweier Officiere, von denen der eine, Hptm. Kienast, abgesehen von Anderem sich bereits durch ein vortreffliches Capitel über die Wehrverfassung Oesterreichs im 1. Bande dieses monumentalen Werks hervorgethan hat.

Die beiden Herren haben sich in die Bearbeitung dieses Bandes so getheilt, daß die einleitenden Abschnitte „der ungarische Landtag 1741 zu Preßburg und seine militärischen Ergebnisse“, „die Rüstungen Oesterreichs“ (S. 1—143) sowie die abschließenden „die Friedensverhandlungen im Juni und Juli 1742“ (S. 739—828) von

1) S. Jahrgang XXXV, Liter. Beil. S. 4 und Jahrgang XXXVI, Liter. Beil. S. 3 dieser Zeitschrift.

Hptm. Kienast herrühren, während die Darstellung der eigentlichen Kriegsereignisse dem Hptm. v. Hoen zufiel.

Der erstgenannte schildert zunächst in ausführlicher Weise den Verlauf des ungarischen Landtags von 1741, der bis in neuester Zeit zu einer legendären Bedeutung gekommen war, und stellt dann an der Hand genauester Daten fest, wie verhältnißmäßig wenig bedeutend seine Resultate gewesen sind. Es kann nicht lebhaft genug auf das Mißverhältniß hingewiesen werden, das sich uns in Bezug auf die damaligen militärischen und finanziellen Leistungen Ungarns im Vergleiche zu denen der österreichischen Erbländer darbietet. Abgesehen davon, daß letztere dieselben als Pflicht und Schultigkeit ansahen und von Seiten der Regierung dieselbe Auffassung vorfanden, während die Ungarn ihre Beitragsleistung als ausnahmsweise bezeichneten, quasi als einmalige Ehrengabe, über welche sich die damalige cisleithanische Welt nicht genug verwundern konnte, eine Bewerthung, die dann durch die künftige Historiographie bestärkt wurde. Freilich hebt der Verf. sehr richtig hervor, daß man eben bis dahin von den Ungarn gar nichts zu erwarten gewöhnt war, ja froh war, wenn man dieselben überhaupt nicht auf der Seite der Feinde Oesterreichs fand. Immerhin sprechen die Ziffern sehr crass: die ungarischen Stände verpflichten sich zuerst zur Stellung von 30.000 Recruten (abgesehen von der Insurrection); nachdem ihnen dafür alles Geforderte bewilligt worden ist, reduciren sie diese Zahl einseitig auf 21.622, stellen thatsächlich bis Ende 1742 17.932 — eine Zahl, die durch übermäßig häufige Desertionen effectiv auf 14.877 herabgeht! Es ist sehr dankenswert, daß Hptm. Kienast diese Thatsachen, deren große Züge allerdings schon durch Arneth bekannt geworden waren, noch im Detail festgestellt hat. Die Leistung der Erbländer an Recruten für 1742 betrug, wie im nächsten Abschnitte (S. 112) ausgeführt wird, 15.000 Mann, „die wohl unter den althergebrachten Schwierigkeiten, aber doch willig vor sich ging und das angestrebte Ziel erreichte“. Man wird aber dabei berücksichtigen müssen, was die Erbländer bereits im Vorjahre geleistet hatten, während es bisher nur drei überdies sehr reducirte ungarische Regimenter in der Armee gab, dann daß die Erbländer das als eine regelmäßig jährlich zu leistende Menschensteuer betrachteten, während Ungarn das nur einmal leisten wollte. Dazu kamen dann noch gleichzeitige Ergänzungswerbungen für bereits bestehende österr. Regimenter. (S. 113.) Ueber alle diese Ergänzungen, sowie über das wichtige Hinzukommen von Grenzern und Landmilizen werden wir da genau unterrichtet. Interessant sind auch die Daten über die Verpflegung der Truppen. (S. 131 ff.)

Es ergreift nun der zweite Verf. das Wort, um uns in die Kriegsereignisse hineinzuführen. In dem ersten Capitel, die Zeit vom Abschlusse des Waffenstillstandes bis zum Wiederausbruch des Kriegs mit Preußen umfassend (Oct. 1741 bis Jan. 1742), muß natürlich die Frage über die Klein = Schnellendorfer Convention eine Rolle spielen. Es wird sich beim Studium dieser Frage sicher immer mehr die Ueberzeugung ausdrängen, daß zunächst beide Contrahenten die wesentlichen Vortheile, die sie durch dieselbe erzielen wollten, wirklich erzielten, daß Oesterreich wohl vorläufig auf Grund derselben Frieden zu schließen gedachte, während diese Absicht dem weiterschauenden Friedrich doch sehr rasch vergangen ist. Das weitere ergibt sich aus dieser Feststellung der Thatsachen, und andere Betrachtungen, wie über einen Vertragsbruch Oesterreichs, oder über arge Hinterlist Preußens sind eigentlich belanglos.

Die einseitige Betonung des einen oder anderen Standpunkts führt zu den merkwürdigsten Folgen — dafür ein Beispiel. Verf. will aus einem Briefe Friedrichs

(Polit. Corresp. I., Nr. 568, citirt im vorliegenden Werke S. 176/77) „die so oft wiederholte Fiction von der ungünstigen und unhaltbaren Lage der österr. Armee in Schlesien aus dem berufensten Munde“ widerlegen. Dadurch würde nämlich die thatjächliche Bedeutung der Kleinschn. Convention für Oesterreich stark herabgemindert werden. Nun nennt aber der Verf. gerade diesen Brief „eine geschickte Mischung von Dichtung und Wahrheit“ und das mit Recht, galt es ja doch den Kurfürsten von Bayern über das Geschehene hinwegzutäuschen. Es fragt sich aber nun, warum denn gerade dieser Passus in das Gebiet der „Wahrheit“ gehören muß, da es doch zur Erreichung seines Zwecks für Friedrich erprießlich sein mußte, die österr. Stellung stärker erscheinen zu lassen, als sie es war. Man kommt derart anlässlich dieser Convention in immer größere Schwierigkeiten hinein, die sich vermeiden lassen, wenn jener oben angeführte objectivc Thatbestand festgehalten wird. Daß Friedrich schon nach wenigen Wochen unbekümmert um den Vertrag das that, was Oesterreich, sobald es nur der andern Gegner sich entledigt hatte, später sicher auch gethan hätte: den Kampf um Schlesien wieder aufzunehmen, das darf man ohne Rücksicht auf moralische Bedenken, seiner politischen Einsicht zu Gute halten. Er wollte eben zwei Eisen im Feuer behalten; wurden etwa Franzosen und Bayern vor Prag Ende November geschlagen, so war er gegen Oesterreich gedeckt. Ref. beharrt bei seiner Ansicht,¹⁾ daß es nicht angehe, Friedrich zu imputiren, er habe die Convention mit der unbedingten Absicht abgeschlossen sie niemals einzuhalten. Mit vollem Rechte bemerkt Verf. — freilich ohne sich selbst durch dieses eigene Urtheil gebunden zu erachten — „die vielfältigen Betrachtungen über den ersten Anstoß für Friedrich II. von dem Kl. Vertrage zurückzutreten, sind daher recht werthlos“ (S. 229). Es ist auch auffallend, daß Verf. das ruhige Urtheil des preuß. Generalstabs (Kriege Friedrichs d. Großen, Erster Theil, II. 167) zu Gunsten seiner Anschauung citirt (S. 232, Anm. 1.), ebenso kann Ref. nicht der Ansicht beipflichten, als wäre Unzer in seiner Arbeit über diese Convention zu gleichem Resultate gelangt. (Ebenda.)

Die Darstellung der militärischen Ereignisse — Einnahme von Meisse, Glatz, Einmarsch nach Mähren — war durch die langathmigen Betrachtungen über die Kl. Convention unterbrochen worden — S. 250 wird sie wieder aufgenommen; Verf. betritt damit vertrautes Gebiet und schildert nun in klarer eingehender Weise die weiteren Ereignisse des Kriegs, zunächst die Vorgänge in Mähren. Friedrich sieht sich schließlich genöthigt, dieses Land wieder aufzugeben und sich nach Böhmen zurückzuziehen, wo dann am 17. Mai bei Gzaskau die Entscheidung in diesem Kriege fällt.

Als interessanter Beitrag zur Geschichte der damaligen Sitten hebt Verf. hervor, daß es nothwendig schien, in einem Tagesbefehle an ein österr. Regiment, in welchem als abschreckendes Beispiel gegen lockere Disciplin eine Execution abgehalten werden mußte, ausdrücklich hinzu zu fügen: „aber nicht Nasen und Ohren abschneiden lassen“. (S. 539. Anm. 1.)

Es kommt also bei Gzaskau zur Schlacht. Wie Verf. hervorhebt, scheint Friedrich der Große bis in sein spätes Alter sich nicht klar darüber geworden zu sein, daß ihm damals am 16. Mai bei Wilmov nicht ein Armeecorps, sondern die ganze österr. Armee entgegen stand. (S. 582.) Auch glaubte er bestimmt erst am 18. schlagen zu können, glaubte überhaupt, daß von ihm die Initiative abhinge. Die österr. Armee befand sich unbedingt in besserer Lage, ein Vortheil, der freilich durch

1) S. 36. Band, Liter. Beil. S. 61.

das Vorgehen des Prinzen von Lothringen, der hier wiederum bewies, daß er kein Feldherr war, verloren ging. Wiederholt wird hier freimüthige Kritik geübt, allerdings auch — mit Recht — manche Entschuldigung vorgebracht (z. B. S. 612).

Die Darstellung dieser Schlacht darf wohl als Höhepunkt des ganzen Buches bezeichnet werden; mit entsprechender Sorgfalt und großer Anschaulichkeit wird der ganze Kampf vom Vortage an geschildert, wiederholt wird der Darstellung im preußischen Generalstabswerke, besonders bez. der österr. Verhältnisse, in discreter, anscheinend wohlbegründeter Weise entgegen getreten — es ist hier unmöglich, auf diese Detailfragen einzugehen; der unbefangene Leser bekommt aber durchaus den Eindruck, es mit einer auf besten Quellen beruhenden, wohlwollenden, abschließenden Darstellung zu thun zu haben. Interessant ist der Versuch der Erklärung, warum König Friedrich seinen Sieg nicht zu einem großen Schlag ausgenützt habe: er habe die Armee der Kaiserin absichtlich geschont, um dadurch ein Gegengewicht gegen seine — eigenen Verbündeten zu schaffen (673/4). Ob da nicht mehr gesucht wird, als gefunden werden kann?

Sicher ist, daß er nicht nach weiteren militärischen Vorbeeren gestrebt und sofort seinen früheren Gedanken, rasch Frieden zu schließen, ausgenommen hat. Der Schluß des Buches ist der Ausführung dieses Plans gewidmet. Oym. Kienast ergreift da das Wort, um uns die Vorgänge in sorgfältigster Weise zu schildern, die zu den Präliminarien von Breslau, dann zum Frieden von Berlin geführt haben.

Das Buch ist mit genauester Benützung aller zugänglichen Quellen geschrieben; besonders für die militärischen Dinge konnte viel Neues gebracht werden, die politischen Ereignisse fußen doch größtentheils immer auf Arneths grundlegenden Darstellung, so viel neues Material da auch — besonders in der politischen Correspondenz Friedrichs II. — mittlerweile erschienen ist. Ein Anhang vorzugsweise militärischen Inhalts, aus dem aber die auf den ungarischen Landtag bezüglichen Actenstücke vornehmlich hervorgehoben zu werden verdienen, dann Karten, Terrainskizzen, Marschpläne u. vervollständigen das Werk. Vielleicht hätten manche Erörterungen, wie die über die Kleinschnellendorfer Convention, kürzer gefaßt werden können; der Hauptwerth des Buches ruht in der Erzählung der militärischen Operationen — es sei nochmals gesagt, daß die Schilderung der Schlacht bei Gzaslau den Höhepunkt des Werkes bedeutet. Man kann ihm überhaupt nichts Besseres nachsagen, als daß es seinen Vorgängern gleichwerthig ist.

D. Weber.

F. Friedrich, Ignaz von Döllinger. Sein Leben auf Grund seines schriftlichen Nachlasses dargestellt. Zweiter Theil: Vom Ministerium Abel bis zum Ablauf der Frankfurter Zeit 1837—1849. München 1899. C. F. Beck'sche Verlagsbuchhandlung (Oscar Beck).

Die Erwartung, die wir bei Besprechung des ersten Bandes zum Ausdruck brachten, daß diese Döllingerbiographie auch das geistige Leben in Oesterreich und Böhmen mannigfach beleuchten werde, hat uns nicht getäuscht. Schon auf den ersten Seiten wird der junge Professor C. Höfler erwähnt, die Nothen die er hatte in die Akademie zu kommen, seine journalistische und wissenschaftliche Thätigkeit unter dem Ministerium Abel und innerhalb des Kreises, der nach Görres den Namen

fährte, seine Verwendung zur Ausarbeitung der officiell approbirten Lehrbücher für Geschichte, weil Döllinger mit der Ausführung nicht zu Stande kam. Sogar Höflers Heirat wird 1841 von Döllinger an Capponi nach Florenz vermeldet: „il vient de se marier à une jeune dame très-aimable et parait être parfaitement heureux“ heißt es in diesem Schreiben, das über die literarischen Persönlichkeiten Münchens und ihre Thätigkeit dem italienischen Gelehrten Aufschluß zu geben bestimmt war.

Dann werden wir in die Verhältnisse der theologischen Facultät eingeweiht. Es bestand damals die Absicht, unseren Landsmann (er stammte aus der Leitmeritzer Gegend) Anton Günther von Wien, wo er den Höhepunkt seiner Wirksamkeit erreicht hatte, nach München zu ziehen; worüber auch Prof. Löwe in seinem Buche über den Domprediger J. E. Weith berichtet. Man kennt die Beziehungen dieser Männer zu dem Cardinal Fürsten Friedrich Schwarzenberg, der immer ein Interesse für die geistige Regsamkeit innerhalb der theologischen Kreise bekundet hat. Der Wiener Nuntius dachte kühler über Günther's Bestreben, den Katholicismus mit der Philosophie in Einklang zu bringen; bereits 1836 hatte er dem jungen Erzbischof von Salzburg, eben dem Fürsten Schwarzenberg, der ein Schüler Günthers war, gegenüber geäußert: „Der Weg Günthers ist zwar nicht akatholisch, aber unnütz und gefahrvoll.“ Was nicht hinderte, daß im J. 1855 sämtliche Werke Günthers auf den Index kamen. Nebenbei bemerkt, hielt Döllinger die verwandten Lehrmeinungen Volzanos 1840 selbst für häretisch. Döllinger hatte schon in den dreißiger Jahren angefangen, die Quellen für die Ketzergeschichte des Mittelalters zu sammeln, die er erst in seinen alten Tagen in einem umfangreichen Werke zu verwerthen Zeit fand (denn er trug sich immer mit mehreren Projecten zugleich, so daß er mit Vielem nicht fertig wurde); dies führte ihn auch auf das Studium des böhmischen Seetenwesens, speciell des Husitismus. Professor Ginzcl in Leitmeritz, der noch später mit den Münchener Kreisen, z. B. auch mit Fallmayer, in Fühlung geblieben ist, schickte an Döllinger im September 1839 das von diesem „so lange vergebens gesuchte Buch Hus damnatus von Sahradska“, das Ginzcl selbst durch einen Freund aus der Prager Bibliothek auf zwei Monate hatte entleihen lassen. Döllinger, der eben auf einer belgisch-französischen Reise begriffen war, vielleicht auch sonst, wenn er einmal ein Buch in Händen hatte, es nicht mehr gern hergab (natürlich sine dolo malo), versäumte den Termin; worauf Ginzcl, um sich den Beamten gegenüber zu decken, dem Prof. Döllinger sogar mit einer öffentlichen Mahnung in der Allgemeinen Zeitung drohte. Auch aus Stift Raygern in Währen bot man ihm damals Material an. Döllinger veröffentlichte anonym in den „Historisch-politischen Blättern“, dem Organ des Görreskreises, 1839 einen katholischerseits vielbemerkten Aufsatz über „Johann Hus und seinen Geleitsbrief“. Einige Jahre später, 1843, schrieb ihm Jarcke, der Nachfolger von Genz bei Metternich: „Ich habe neulich durch die dritte Hand (ob es ausgerichtet worden ist weiß ich nicht) Sie darauf aufmerksam machen lassen, daß ein kleiner Artikel über Hus und die Husiten (in der Weise des „Tilly“) von größtem Nutzen wäre.“ Dieser Theil der kaiserlichen Regierung arbeitete also gegen die Wiederbelebung des Husitentums und seiner Erinnerungen, während ein anderer, der Minister Graf Kolowrat, wie Ignaz Beidtel klagt und Wessenberg bestätigt, im Beamtenstande und sonst die Tschechen begünstigte; d. h. mau trieb nach außen hin eine deutsche, nach innen eine slawenfreundliche Politik, was schließlich zu den bekannten Resultaten geführt hat. In München freilich hatte man kein Augenmerk auf diese Dinge, deren Folgen ja auch sonst von Nie-

mandem vorausgesehen wurden; es galt noch das Wort, das 1816 Graf Buol, der erste österreichische Bevollmächtigte beim neuen Bundestage, zur Legitimierung des österreichischen Deuththums gesprochen hatte: „Die Böhmen hätten sich originell und gebiegen zu einem deutschen Volksstamme ausgebildet; zwei Millionen Deutsche und eine durchaus deutsche Bildung besäße Ungarn.“ Daher wurden Männer wie Palacky und Pulszky, so oft sie nach München kamen, von den dortigen Gelehrten wie Gleichstrebende aufgenommen, des ersteren Böhmiſche Geschichte als das Muster einer deutschen Provincialgeschichte in den Anzeigen der Münchener Akademie gepriesen, derselbe auch von Höfler bei der Ausgabe des Albertus Bohemus zu Rathe gezogen. Erst später sind die Wege dieser Männer auseinander gegangen.

Es ist bekannt, daß der Görreskreis um die Wiederbelebung des religiösen Sinnes im Gegensatz zu dem vielfach flachen Rationalismus des 18. Jahrhunderts sich große Verdienste erworben hat und daß auch das Studium der katholischen Theologie unter seiner Einwirkung einen neuen Anfschwung nahm. Männer wie Jacob Grimm und Johann Friedrich Böhmer verkehrten mit Vergnügen in diesem Kreise. Andererseits hatte das System eine große Einseitigkeit ausgebildet und wurde im Laufe der Zeit auch immer unduldsamer, Görres selbst verlor sich in mystische Speculationen, womit die Wissenschaft nichts anzufangen wußte. Höfler machte sich als allzu hitziger Publicist Gegner, n. zw. nicht bloß unter den jungen Leuten, die sich durch die herrschende Richtung um ihre Carrière gebracht sahen. Auch der Kronprinz Maximilian, geistig regiam wie er war, wollte von den Mystikern und ihrem Anhang nichts wissen; er wendete seine Gunst der Opposition zu, die an der Universität und in der Akademie gegen die „Gottseligen“ (wie man sie euphemistisch nannte) zu Tage trat. Der von Systemswegen aniescirte Professor Fallmerayer, der durch seine Reisen im Orient und seine Schriften über das Kaiserthum Trapezunt, über Morea im Mittelalter, über die orientalische Frage sich einen Namen gemacht hatte, wurde auf Jahre hinaus der vertraute Lehrer des Kronprinzen. Worüber seiner Zeit Höfler in mehreren „Mittheilungen“ (1888) allerdings von einem sehr subjectiven Standpunkt aus Einiges referirt hat.

Aber auch der König selbst wurde wegen der Unverträglichkeit der kirchlichen Richtung, wobei man zwischen der römisch-ultramontanen und der Görres-katholischen nicht immer genau zu unterscheiden vermochte, gegen diese aufgebracht. Das betreffende (9.) Capitel empfehlen wir der Beachtung unserer Theologen; es behandelt die Erfahrungen, die Ludwig I. mit seinen Bischöfen und seinen Schulordnungen machte. Wir können hier nicht darauf eingehen.

Das System, durch literarische Angriffe, wie die berühmte Vorrede Fallmerayers in den „Fragmenten aus dem Orient“ (1815) nachhaltig erschüttert, wurde durch ein fahrendes Fräulein gestürzt, dem der König seine Gunst zugewendet hatte; nicht nur der Minister Abel sondern auch die gegen Ludwigs Vorgehen sich auflehrenden Professoren des Görreskreises wurden abgesetzt, darunter im März 1847 Lasanitz, Mon, Philipps und Höfler; im August Döllinger. Diese Verwicklungen sind vom Verf. in Cap. 14 eingehend dargelegt, besser als im 5. Band von Treitschke's „Deutscher Geschichte“; sie endeten bekanntlich mit der Thronentsagung des Königs. Die abgesetzten Professoren, Höfler und Andere, die nach Oesterreich berufen wurden, ausgenommen, erlangten durch Max II. die Wiedereinsetzung in ihre frühere Stellung, da man die Universität doch nicht dauernd der bewährtesten Lehrkräfte berauben konnte. Zumal die theologische Facultät war ohne Döllinger nicht denkbar.

Nach einem Jahrzehnt, seit dem Erscheinen des Werkes über „Judenthum und Heidenthum“ als „Vorschule für die Geschichte des Christenthums“ und mehr noch seitdem der Bruch mit den „Römern“ erfolgt war, trat er auch dem profanen Publicum näher, das er noch ein volles Menschenalter lang durch die reifen Ergebnisse seines Studiums erfreuen und belehren sollte. Darüber wird im dritten Bande des Friedrich'schen Werkes, dem wir mit Interesse entgegensehen, das Nähere enthalten sein.

Zu der Darstellung der Vierziger Jahre wüßten wir gelegentlich wohl eine Ergänzung zu geben; z. B. aus den Tagebüchern Fallmerayer's. Als dieser 1842 von seiner zweiten Reise nach dem Orient zurückgekehrt war, kam er mit seinem einstigen Schüler Höfler und in der Akademie, sowie in privater Gesellschaft auch mit den Mitgliedern des Görreskreises zusammen, trotz der verschiedenen Parteilung, wie dies ja zur Zeit des Absolutismus bei uns ähnlich der Fall war. Fallmerayer verzeichnet Spaziergänge, die er mit Lasaulz, Höfler, Sepp und anderen „Gottseligen“ unternahm; von Symposien, bei denen er mit Döllinger und Jarcke oder bei Emilie Linder auch mit Ringseis zusammensaß. Als dann Döllinger, Lasaulz, Sepp und Fallmerayer in die Paulskirche gewählt wurden (wo sie mit den österreichischen Deputirten in mannigfache Beziehung traten), zeigte sich die offenkundige Verschiedenheit der Gesinnung, der Fallmerayer durch einige Artikel, die jetzt in seinen „Gesammelten Werken“ stehen, Ausdruck gab; sie enthalten eine interessante Kritik des damaligen Döllinger. In den Fünfziger Jahren und auf dem gelehrten Gebiet näherten sich beide Männer, wofür Fallmerayer's Recension von „Heidenthum und Judenthum“ in der Allgemeinen Zeitung (1858) den Beweis lieferte und ebenso die achtenswerthe Anerkennung des „Fragmentisten“ durch Döllinger, der dieser in der Akademie als Classensecretär der historischen Classe 1861 Ausdruck gab, nicht weniger aber noch später in den Reden als Rector der Universität zum dritten Male (1872) und ebenso als Präsident der Akademie, in welcher Stellung Döllinger die Geschichte einzelner Wissenszweige und ihrer Vertreter wiederholt Revue passiren ließ. Nachdem Döllinger hochbetagt entschlafen war, stellte sich in der Prager „Bohemia“ C. Höfler mit einem Nekrologe ein, der unter den noch übrigen „Gottseligen“ des einstigen Münchener Kreises lauten Wiederhall fand, aber auch den Beweis lieferte, daß dieser Kreis nunmehr der Geschichte gehöre.

Tumbült Dr. Georg. Karl Moys Fürst zu Fürstenberg, k. k. Feldmarschall-Lieutenant 1760—1799. Ein Gedenkblatt zur hundertjährigen Wiederkehr des Tages seines Heldentodes. Tübingen 1899. 36 S.

Der fürstlich Fürstenberg'sche Archivar in Donaueschingen entwirft in der vorliegenden Studie ein Lebensbild des Urgroßvaters des jetzt regierenden Fürsten. Offenbar gestützt auf die sichersten Quellen erzählt er nach einer kurzen Einleitung über die Genealogie des Geschlechts die Schicksale des Fürsten Karl Moys. 1760 in Prag geboren, tritt dieser frühzeitig in kaiserliche Dienste. Die Kämpfe gegen die Türken zu Ende der Regierung Kaiser Josephs geben ihm Gelegenheit, die unteren Posten der Officierslaufbahn schnell zu überwinden, die Revolutionskriege lassen ihn dann

rasch die höheren und höchsten Staffeln erklimmen; wenn ihm auch seine vornehme Geburt die Wege geebnet haben mag, so erhält man doch aus der vorliegenden Darstellung den Eindruck, daß sein rasches Avancement ein durch Tüchtigkeit und Muth verbientes gewesen ist.

Trotz seiner 1790 erfolgten Verheirathung mit einer Prinzessin Taxis, einem eingestrenten rührenden Briefe zufolge muß es eine sehr glückliche Ehe gewesen sein, trotz eines heftigen Gichtleidens bleibt er Soldat mit Leib und Seele. Frühzeitig wurde aber seiner rühmlichen Laufbahn ein Ende gesetzt; in den Märzkämpfen 1799 bei Ostrach und Stockach ist er, unweit des letzteren Ortes, im grauen Walde gefallen. Es war an einer überaus exponirten Stelle im heftigsten Feuer; eben hatte noch der Feldherr selbst, Erzherzog Carl, dort befehligt, dem Drängen des Fürsten Karl Moys nachgebend aber den gefährlichen Posten verlassen mit den ehrenben Worten: „Nun, wenn Sie hier sind, kann ich mich entfernen.“ Kurz darauf starb der Fürst den Heldentod.

Bers. gibt uns noch Details über die letzten Ruhestätten des Gefallenen und citirt Erinnerungsverse an ihn, die unzweifelhaft — im Sinne ihrer Zeit — schön sind, wenn sie vielleicht auch nicht ganz die polemische Bemerkung, die L. daran knüpft, rechtfertigen. Eine genealogische Tafel der Nachkommenschaft des Fürsten beendet die anmuthende Schrift, die in dankenswerther Weise das Lebensgeschick eines tapferen Officiers der Vergessenheit entrißen hat.

D. Weber.

Tobner Paul, P. S. D. Cist., Stiftskämmerer und Archivar zu Lilienfeld: Alberich Heidmann, Abt des Cistercienserstiftes Lilienfeld in N.-Oest. und zu Marienberg in Ungarn. Ein Lebensbild. (Sonderabdruck aus der „Cistercienserchronik“, X. Jahrg.) Bregenz, J. N. Teutsch, 1898. 8°, 26 S. m. 1 Abb.

Am 16. August 1898 verlor die alte Babenbergerstiftung Lilienfeld ihren hochverdienten, im 90. Lebensjahre stehenden Prälaten P. Alberich Heidmann, der dem genannten Kloster mehr als 36 Jahre vorstand und zum Wohle seines Hauses und seiner geistlichen Söhne durch Jahrzehnte rastlos thätig war. Zu Joachimsthal am 27. December 1808 als Sohn eines angesehenen Bürgers und Kaufmanns geboren, am Gymnasium in Eger und in den philosophischen Curfen in Prag gebildet, hat Abt Heidmann bis ins hohe Alter seiner deutschböhmischn Heimat treueste Anhänglichkeit bewahrt; noch 1897 beschenkte er die Kirche seiner Vaterstadt mit einem prächtigen Kelche und spendete den Ortsarmen von Joachimsthal wiederholt bedeutende Beträge. So bleibt auch in Deutschböhmen sein Andenken gesegnet. Was der Verstorbene aber seinem Stifte gewesen, das schildert einer seiner treuen Mitarbeiter in schlichter und darum durch den Reichthum der Thatsachen doppelt berechteter Weise. Waldwirthschaft und mannigfache Fragen des Verkehrsens, Seelsorge und Förderung von Humanitätsanstalten und Vereinen, Belebung wissenschaftlichen Sinnes der Stiftsmitglieder, eine rege Banthätigkeit, welche insbesondere der würdigen Instandsetzung des herrlichen Kreuzganges und der dem Stifte unterstehenden Pfarckirchen galt, das Spenden werthvoller Paramente für das Stift und seine Pfarreien, Hebung der Kirchenmusik: alles wußte Abt Heidmann, dessen selbstloses Schaffen, dessen Reichs- und Kaisertrere auch

durch hohe Auszeichnungen geehrt wurde, zum köstlichen Inhalte eines reichgeegneten Lebens zu vereinen, das — um des Psalmisten Wort zu gebrauchen — so köstlich gewesen, weil es eben Mühe und Arbeit gewesen. Das wohlgetroffene Bild Abt Heidmanns schmückt die mit Wärme geschriebene Darstellung seines Lebensganges.

Joseph Newirth.

S. Stieve, Zur Geschichte Wallensteins. (Sitzungsberichte der Münchener Akademie 1899.)

Der Verfasser behandelt das Emporkommen Wallensteins, indem er an den bisherigen Darstellungen in gelungener Weise Kritik übt; unter anderen werden Gindely, Hallwich, Schebek, Bilek, Tadra, Patjch vorgenommen.

Stieve ist der Ansicht, daß man von den militärischen Leistungen Wallensteins, bevor er selbst zum „Capo“ der kaiserlichen Armee bestellt wurde, sich neuerdings übertriebene Vorstellungen gemacht habe. Wallenstein förderte seine Carrière, indem er als Gönner der Jesuiten austrat, durch seine Heiraten und als Höfling Ferdinands II. Er wußte sich in eine Stellung zu bringen, in der er die Confiscationen nach der Schlacht am weißen Berge sich zu nutze machte, übrigens wie Stieve meint, nicht mehr und nicht weniger als andere; ein würdiges Mitglied jenes „in Selbstsucht und äußerlichem Kirchenthum verkommenen Adelsgefindels, das den Aufstand in Böhmen und den Nebenländern machte und leitete und am Hofe des unselbständigen und beschränkten Ferdinand II. herrschte“. Uebrigens erwarb sich Wallenstein, indem er die Kriegsführung als scrupelloser Impresario betrieb, Geld und Einfluß. Ueber den bisher meist unterschätzten Garasa, Marchese von Montenegro, den Obercommandirenden im Kampfe gegen Gabriel Bethlen (1623 und 1624), unter dem Wallenstein „Obristwachtmeister über das Kriegsvolk zu Fuß“ war, gibt der Verf. willkommene Nachweise. Jedenfalls darf diese Abhandlung, die dem Nachlasse Stieves entstammt, von der künftigen Forschung nicht außer Acht gelassen werden.

Zum Schlusse bemerken wir, daß Stieve den Artikel über Wallenstein für die Allgemeine deutsche Biographie übernommen hatte, von dem das bei dem vorzeitigen Tode des Verf. (1898) vorhandene Bruchstück unter dem Titel „Wallenstein bis zur Uebernahme des ersten Generalates“ in der „Historischen Vierteljahrsschrift“ (herausgegeben von G. Seeliger) 1899, S. 211—230 publiciert ist. Auch dieser Aufsatz zeichnet sich durch Gründlichkeit und Objectivität aus.

—a—

Zeißberg Heinrich, Ritter v. Dr.: Zur Geschichte der Minderjährigkeit Herzog Albrechts V. von Oesterreich. Mit einer Beschreibung der Handschrift Suppl. 3344 der k. k. Hofbibliothek in Wien. (Aus dem Archiv für österreichische Geschichte Bd. LXXXVI, II. Hälfte, S. 455, separat abgedruckt.) 8^o, 96 S.

Die neue, ergebnisreiche Studie des leider vor kurzem verstorbenen gelehrten Vorstandes der Wiener Hofbibliothek streift wiederholt Einzelheiten, die auch für Böhmen nicht ohne Belang sind. Namentlich bietet die Handschrift Suppl. 3344 eine Anzahl von Einzeichnungen, deren genaue Durcharbeitung für die bewegten Zeiten des 15. Jahrhunderts, für die Tage Georgs von Podiebrad, manches Werthvolle enthalten dürfte. Die Vneinanderreihung der Stücke zeigt, daß der Schreiber den Vorgängen in Böhmen ein ausgesprochenes Interesse entgegenbrachte. — w —

Hofmann Joseph, Kilian Ignaz Dienzenhofers Hauptwerk: Die Sct. Maria-Magdalena-Pfarrkirche in Karlsbad nebst Streiflichtern auf den Meister und zahlreicher Banwerke des Zeitalters der Barock. Eine kunstgeschichtliche Studie. (Siebenter Jahresbericht der gewerblichen Fortbildungsschule in Karlsbad, Karlsbad 1898.)

Es ist nur mit Freude zu begrüßen, daß auch die Lehrerschaft Deutschböhmens der Würdigung der einheimischen Kunstdenkmale ein erhöhtes Interesse entgegenbringt und an die Charakterisirung einzelner Objecte sowie an ihre Geschichte selbst herantritt. Wie manche Bezirkskunde vereinzelt recht brauchbare Angaben dieser Art enthält, so bietet auch die Studie des Leiters der Karlsbader gewerblichen Fortbildungsschule, des Bürgererschullehrers Joseph Hofmann, über die von Kilian Ignaz Dienzenhofer errichtete Karlsbader Stadtpfarrkirche eine Menge guter Beobachtungen und neuen Materiales. Zunächst glückte dem Verf. die Auffindung einer Gedächtnißschrift, welche ziemlich ausführlich über den Fortgang des Kirchenbaues und die daran theilhaftigen Kräfte berichtet. Wer dagegen in der Zusammenstellung über die nennenswerthen Mitglieder der Künstlerfamilie irgendwelche neue Daten erwartet, wird von Hofmanns Arbeit gewiß nicht befriedigt werden; sie geht hier in keinem Punkte über allgemein Bekanntes hinaus. Nirgends ist es versucht, auf Grund neuen Quellenmateriales das bisher Gebotene zu erweitern. Die Behauptung, daß die Karlsbader Maria-Magdalenen-Kirche den Gipfelpunkt der böhmischen Barockbilde, läßt sich wohl mehr vom Standpunkte des Localpatriotismus als der vergleichenden Denkmälerkritik erklären und scheint offenbar von den Ansichten Cornelius Gurlitts in seiner überaus verdienstvollen „Geschichte des Barockstiles in Deutschland“ beeinflusst zu sein. Obzwar Hofmann selbst bei der Kirche in Kosowitz die Unzuverlässigkeit Gurlitts (S. 6, Anm. 2) nachweist, folgt er ihm doch nahezu überall. Selbständigkeit des Urtheils, die gerade solche Sonderuntersuchungen besonders werthvoll machen kann, begegnet nur selten; vorwiegend bleibt der Verf. von den Anschauungen seiner literarischen Hilfsmittel abhängig, wenn er auch die nur anerkennenswerthe Mühe nicht gescheut hat, wiederholt vor das Object selbst hinzutreten. Wo er Eigenes zu bieten sucht, wie bei der Laurentiuskirche in Gabel (S. 27 und 28), dürfte er kaum die Zustimmung der Kunstforscher finden, die doch über vieles günstiger als Hofmann urtheilen. Sie werden insbesondere eine straffere und mehr geschlossene Behandlung des Stoffes verlangen, welche den Hauptgegenstand doch mehr, als es bei Hofmann geschieht, in den Vordergrund rückt und ihm das Uebrige unterzuordnen versteht, während hier das nicht streng zur Sache

Gehörige, ab und zu Abschweifende überwiegt. So werthvoll die Werke von Gurlitt und Flg auch sind, welche H. als seine Quellen und Hauptvorbilder bezeichnet, bilden sie doch keineswegs Muster methodischer Darstellung. Letztere erhöht den Werth von Souderuntersuchungen mehr als die Anwendung scheinbar blendender Vergleiche und volltönender Redensarten. Gerade auf dem Gebiete der Barockforschung liegen aus den letzten 10 Jahren mehrere Arbeiten vor, welche sich durch strenge Sachlichkeit auszeichnen und für eine Arbeit wie die Hofmanns vorbildlich sein könnten. Druckfehler wie S. 4 Hyberbel, das Schwanken der Schreibweise Christof und Christov und die etwas gewagte Construction im Titel („zahlreicher Bauwerke“) befremden gerade bei einem Schulmanne. Die beigegebenen Abbildungen sind gut ausgeführt, aber im Texte selbst zu wenig berücksichtigt. Ist mit der „jehuitischen Mutterkirche St. Ignazius zu Rom“ (S. 26) vielleicht der bekannte Musterbau „Il Gesù“ gemeint, welcher auch Saut Ignazio beeinflusste?

Joseph Neuwirth.

Anton Teichl: Geschichte der Herrschaft Grazen mit Zugrundelegung des Urbars vom Jahre 1553. Grazen 1899. Im Selbstverlage des Verfassers. S. 475.

Obwohl das vorliegende umfangreiche Werk keinen Berufshistoriker, sondern einen Beamten zum Verfasser hat, der seine besten Kräfte dem von ihm verwalteten verantwortungsvollen Amte widmen muß und nur seine freien Stunden dazu bewüthen kann, sich auch mit historischen Forschungen zu befassen, so bildet es doch eine namhafte Bereicherung der historischen Literatur des deutschen Volksstammes in Böhmen. Es ist ein literarisches Denkmal, welches der Verfasser seiner engeren Heimat gesetzt hat und welches insbesondere demjenigen willkommen sein muß, der den ehemaligen nationalen, socialen und volkswirthschaftlichen Verhältnissen des südlichen Böhmens nachforscht.

Der Verfasser leitet sein Werk mit einer allgemeinen Uebersicht des ehemaligen und des gegenwärtigen Zustandes der Grazer Herrschaft ein. Könnte man dasselbe schon dieser allgemeinen Uebersicht zufolge passender eine historische Topographie der genannten Herrschaft nennen, so wäre ein solcher Titel hinsichtlich der nachfolgenden Abschnitte noch mehr am Platze. Der erste Abschnitt enthält nämlich eine Zusammenstellung der historischen Daten für die 99 Ortschaften, welche im Jahre 1553 entweder ganz oder theilweise zur Herrschaft gehörten, der zweite aber eine solche für die 57 Ortschaften, welche seit dem Jahre 1553 entweder durch Kauf oder durch Neugründung zu den alten Ortschaften hinzugekommen sind. An das Geschichtliche im ersten Abschnitte schließt sich eine deutsche Uebersetzung der entsprechenden Partien aus dem herrschaftlichen, in böhmischer Sprache abgefaßten Urbare vom Jahre 1553 an. Die Daten des Urbars sind ungemein lehrreich. Unmittelbar lernt man daraus allerdings nur die Namen der Inassen der einzelnen Orte und die Pflichten kennen, welche ein jeder dieser Inassen der Grundobrigkeit gegenüber zu erfüllen hatte; vergleicht man dieselben aber mit einander, so ergeben sich aus einer solchen Vergleichung auch manche höchst interessante Thatfachen. So läßt sich z. B. bei einer Zusammenstellung der Orts- und der Personennamen der Schluß ziehen, daß die deutsche Sprach-

grenze im südlichen Böhmen selbst in der damaligen, für die Ausbreitung der böhmischen Nationalität sehr günstigen Zeit zum mindesten ebenso weit nach Norden reichte wie gegenwärtig, und daß sie keineswegs an manchen Stellen mit der Landesgrenze zusammenfiel, wie man es so häufig in der jüngsten Zeit zu hören bekommt. Wenn dem zweiten Abschnitte des Werkes auch kein eigenes Urbar zu Grunde liegt wie dem ersten Abschnitte, so hat der Verfasser ein solches doch wenigstens dadurch zu ersetzen gewußt, daß er die aus anderweitigen Archivalien ermittelten Namen der Inassen, welche in den einzelnen Ortschaften bei deren Ankauf oder bei deren Neugründung vorhanden waren, stets angibt.

Die eben besprochenen zwei Abschnitte des Werkes bilden dessen Hauptbestandtheile. Was dann noch nachfolgt, das sind theils Nachträge und Ergänzungen, theils Stammtafeln der Grafen von Buquoy und jener Adelsfamilien, welche einst entweder die Herrschaft besaßen oder innerhalb der Grenzen derselben begütert waren. Der Schluß des Werkes besteht aus einem möglichst vollständigen Register über die im Texte erwähnten Orte, Personen und Sachen, sowie aus einer Karte des herrschaftlichen Territoriums.

In diesen Zeilen konnte nur das Hauptsächlichste von dem reichen Inhalte des Teich'schen Buches erwähnt werden; die zahlreichen interessanten Einzelheiten, die das Buch enthält und die viele zu weiterer Forschung anregen werden, mußte ich wegen des einem Referat spärlich zugemessenen Raumes leider mit Stillschweigen übergehen. Ich will zwar nicht behaupten, hier eine in jeder Hinsicht tadellose Geschichte oder, besser gesagt, eine tadellose historische Topographie der Grazer Herrschaft angezeigt zu haben, ich bin vielmehr vollkommen überzeugt, daß die meisten Leser des Buches auf so manche unhistorische Stelle und so manche unrichtige Schreibung von Eigennamen stoßen und sich dabei ihre Desideria und Einwände notiren werden; aber das muß jedermann rückhaltslos anerkennen, daß das Buch eine Fülle werthvollen und bisher größtentheils unbekannt gewesenen historischen Materials enthält. Die verschiedenen Mängel, die es besitzt, wird übrigens jeder Fachmann, der es als Hilfsmittel bei seinen Forschungen benützen wird, mit Leichtigkeit verbessern können. Es wäre unrecht, wollte ich nicht zum Schlusse der großen Belesenheit Teich's gedenken, die sich nicht bloß auf die handschriftlichen Quellen, sondern auch auf die gedruckte Literatur erstreckt. In dieser Hinsicht könnte sich ihn wahrlich so mancher Schriftsteller auf dem Gebiete der Localgeschichte zum Muster nehmen. J. M. Klimeš.

Heimatkunde des politischen Bezirkes Plan, verfaßt von Georg Weidl, Volksschullehrer in Plan, M. U. Dr. Michl Urban, Stadtarzt in Plan, Ludwig Hammer, Bürgerschullehrer in Plan. Herausgegeben von dem Plan-Königswarter Bezirkslehrerverein. Plan 1896. Im Selbstverlag. Druck von Hermann Holub in Tachau.

In 16 Capiteln und einem Register hat der Plan-Königswarter Bezirkslehrerverein durch die Herren Georg Weidl, Volksschullehrer in Plan, den rühmlichst bekannten M. U. Dr. Michl Urban, den fleißigen Forscher, und Ludwig Hammer, Bürgerschullehrer in Plan, die Heimatkunde des politischen Bezirkes Plan bearbeiten

lassen. In klarer und übersichtlicher Weise werden Lage, Grenzen, Größe, die Bodengestaltung, die geognostischen Verhältnisse, Gewässer, Klima u. besprochen. Das interessanteste Capitel ist das XII., welches „Das Volksleben“ behandelt. Hier haben die Arbeiten Dr. Urban's den Hauptantheil geliefert. Wie viel davon würde bald vergessen sein, wenn nicht Dr. Urban mit Liebe zu seiner Heimat unablässig und mit Erfolg gesammelt hätte, was noch zu entdecken war. Die allgemeine Geschichte des Bezirkes im XV. Capitel gibt einen recht gründlichen Ueberblick nach den besten Quellen. Die deutsche Ansiedlung in dem ursprünglich slawischen Gebiete der Lutschaner begann im 12. Jahrhundert. Die Fremdsiden betrieben eifrig die deutsche Einwanderung. Um die Grenze zu sichern, erhielten mehrere Grenzdörfer besondere Freiheiten. Die Choben hatten den Wachdienst bis zum Beginn des 17. Jahrhunderts. Sonst theilte der Bezirk die Schicksale des ganzen Landes; besonders die Hussitenzeit nahm diese Gegenden hart mit, ebenso die Kämpfe der adeligen Herren untereinander. Im Jahre 1517 kam die Herrschaft Plan durch Kauf an den Grafen Stephan Schlick, nachdem der Besitz längere Zeit gewechselt hatte. Albrecht von Seeburg war der Gründer der inneren Stadt Plan. Die Seeberger behaupteten den Besitz bis 1517.

Zur Zeit des Beginnes des 30jährigen Krieges 1620 hatte die evangelische Bevölkerung Gewaltthaten verübt und die Gegenreformation brachte schwere Strafen und großes Elend durch Brand und ansteckende Krankheiten über die Gegend. Auch der erste schlesische Krieg traf den Bezirk sehr hart. 1783 wurde die Abtei Kladrub aufgehoben. Capitel VII behandelt eingehend und mit Verständniß die Topographie, berücksichtigt die Flurnamen und meidet alles Ueberflüssige. Ausführlich wird selbstverständlich Plan behandelt. Seit 1665 waren die Grafen von Sinzendorf im Besitz der Herrschaft bis 1823. Die Grafen von Rostitz-Rhiencz folgten im Besitz. Das schön ausgestattete Buch enthält ein Bild der Stadt Plan, ein Bild von Kutttenplan, der Sct. Annakirche, des Schulhauses in Schmelzthal, ein Bild von Königswart, des Schlosses Glazen und der Kneipelsbachcapelle und die Bezirkskarte, entworfen vom Schulleiter Herrn Franz Baier. Daß auch um den Staat und die Wissenschaft oder Kunst verdiente Männer erwähnt werden ist selbstverständlich.

Der, wie gesagt, schön ausgestattete Band wird gewiß in seinem Kreis gern gelesen werden. Er ist lehrreich und befördert die Liebe zur Heimat; er dringt damit in jene Kreise, die nicht im Staube sind, aus zerstreutem Material sich ein klares Bild zu entwerfen und das ist eine hoch verdienstliche Leistung der Verfasser. G.

Beiträge zur Geschichte der wissenschaftlichen Studien in sächsischen Klöstern. I. Altzelle. Von Ludwig Schmidt. Erweiterter Sonderabdruck aus dem „Neuen Archiv für sächsische Geschichte und Alterthumskunde“ XVIII, der 44. Versammlung Deutscher Philologen und Schulmänner dargebracht von der königlichen Bibliothek in Dresden. Dresden 1897, bei W. Baensch.

Unter den Klöstern des Meißnischen Landes zeichnete sich das im Jahre 1162 gestiftete, 1175 eingeweihte Cistercienserkloster Altzelle bei Rossen nicht bloß durch seinen

materiellen Besitz — es besaß 3 Städte, 75 Dörfer, 11 Klösterhöfe und 23 Kirchen — sondern auch durch seinen wissenschaftlichen Eifer aus. Von seiner Bibliothek, die in der Humanistenzeit Bewunderung erregte, während sie später den Grundstock der Leipziger Universitätsbibliothek abgab, ist ein im Anhang abgedruckter Katalog aus dem Jahre 1514 erhalten; ebenso ein Bücherverzeichniß aus dem 12. Jahrhundert, das älteste bekannte aus diesen Gegenden. Daran schließt die vorliegende Studie an, nicht ohne daß auch der Thätigkeit der deutschen Cistercienser im früheren Mittelalter, besonders ihrer Verdienste für die Colonisation und die Germanisation in den Grenzmarken mit einem Worte gedacht wäre. Als diese nächste Aufgabe erfüllt war, begann der Aufschwung der wissenschaftlichen Studien der Cistercienser, der sich an die Gründung der Universität in Prag angeschlossen. „Hier stiftete Karl IV. durch Urkunde de dato Elbogen 1374 December 17 für die Cistercienser ein besonderes Studiencolleg (Veruhardinercolleg) nach Pariser Muster mit der Bestimmung, daß die Zöglinge daselbst in den theologischen Wissenschaften unterrichtet werden sollten. Die Oberaufsicht führte der jeweilige Abt von Königsaal. Leider ist, da eine vollständige Unioersitätsmatrikel von Prag nicht vorliegt, im Einzelnen nicht nachzuweisen, aus welchen Klöstern und in welcher Zahl Cistercienser dort studirt haben. Daß indessen Altzelle unter diesen vertreten gewesen, ist bei den sonstigen vielfachen Beziehungen zwischen jener Universität und dem Kloster mit Sicherheit anzunehmen.“ Diese Beziehungen zu Böhmen waren auf die Bibliothek von Altzelle nicht ohne Einfluß; wie denn ein Exemplar des Cosmas von Prag (von einer Hand des ausgehenden 12. Jahrhunderts) zu dem ältesten Bestande derselben zählt. Schon vor der Vertreibung der deutschen Studenten aus Prag (1409), infolge deren auch die Cistercienser ihr Colleg räumten, organisirten die Mönche von Altzelle ihr Studium auf eigene Faust, wobei der gelehrte Vincenz Gruner oder Grüner aus Zwickau, der früher in Prag akademische Würden bekleidet hatte, 1410 aber Rector der Universität in Leipzig wurde, als Rector der freien Künste und der Theologie an das Kloster kam. Die Altzeller Schule übernahm in der kritischen Zwischenzeit gleichsam die Rolle des Prager Studiencollegs. Bald nach 1411 oder noch in diesem Jahre kam Magister Matthaenus, Mönch von Königsaal, der durch die hussitische Bewegung aus Prag vertrieben war, in das Kloster, um daselbst als Lehrer und, wie es scheint, auch als Bibliothekar zu wirken. Erst nach des Matthaenus Tod (1427) erfolgte die Errichtung eines Studiencollegs in Leipzig, wo seit 1428 die Cistercienser in der Universitätsmatrikel nachweisbar sind. Auf fortgesetzte Beziehungen zwischen Altzelle und Ossegg weist es hin, daß die Klosterbibliothek in Ossegg eine 1509 in Altzelle geschriebene Regula s. Benedicti besitzt, während andererseits Altzelleuser Handschriften böhmischer Provenienz zu sein scheinen.

Wie man sieht, enthält die Arbeit des Herrn L. Schmidt Verschiedenes, was die hiesige Forschung nicht unbeachtet lassen darf.

—1—

Will Cornelius Dr.: Der Anfang eines Klagenliedes Oswalds von Wolkenstein auf die Hussitenschlacht bei Taus im Jahre 1431. Sonderabdruck aus dem LI. Bande der Verhandlungen des historischen Vereines von Oberpfalz und Regensburg. Stadtmhof. Mayr. S. 12.

Die Siege der Huffiten wurden viel gefeiert. In deutscher, lateinischer und czechischer Sprache haben sich eine Reihe von Gedichten erhalten, welche auf die kriegerischen Ereignisse Bezug nehmen. Das vorliegende Fragment eines epischen Gedichtes über die Schlacht bei Taus (13. August 1431), in welcher Oswald von Wolkenstein, der Verfasser desselben, persönlich theilnahm, hat sich erhalten auf einem ursprünglich unbeschriebenen Blatte eines die Regensburger Goldschmiede-Bruderschafts- und Innungs-Ordnung enthaltenden Manuscriptes auf Pergament aus dem 15. Jahrhundert. Das Gedicht ist bisher vollkommen unbekannt geblieben, da es weder in dem Werke von Beda Weber über Oswald von Wolkenstein (Innsbruck 1850) noch in der Sammlung historischer Lieder von Liliencron, den Publicationen von Rainz und der Abhandlung von B. Zingerle, Oswald von Wolkenstein (Wien 1870) erwähnt wird. Die Aufzeichnung enthält außer einer geschichtlichen Einleitung nur acht Verse, die wenn auch eine kleine, so doch sehr interessante Bereicherung der poetischen Literatur des Mittelalters enthalten. Da die Abhandlung nicht leicht jedermann zugänglich ist, so bringen wir dieselbe zum Abdruck (S. 4, 5):

Nach cristi gepurt vierczehen hundert iar vnd aynszvnddreißig iar an sand Ypolititag geschah eyn erlose flucht aus Peham. Vnd wart da vernewet der albe spruch Danielis am dreiczehenden vnderscheid: A senioribus qui videbantur regere populum egressa est iniquitas. Von demselben außspruch hat geticht mit flag der edle Wolkenstainer mit fulhem anfang:

„Got mus fur vns vedten,
 fulln dy huffen vergan,
 von herren rittern vnd von knechten
 ist ez vngetan,
 sy kunnen nur vil trachten,
 da ist gar lueczl an,
 daz macht den schlechten herzen
 gar argen posen wan.“

Ein „kurzer Lebensabriß Oswalds von Wolkenstein“ (S. 6—12) aus der Feder des als tüchtigen Forscher bekannten Dr. Cornelius Will, eines Schülers von F. F. Boehmer, wird jedem Leser willkommen sein, da er einen Einblick in das abenteuerliche Leben des deutschen Ritters gewährt. Es liegt nach Will's Meinung die Vermuthung nahe, daß das Klage lied in Regensburg verfaßt sein mag, da diese Stadt den ersten sicheren Ruhepunkt nach der unablässigen Flucht der geschlagenen kaiserlichen Armee von Böhmen her bot.

Chronik der Familie Stegmann in Budweis. Budweis 1899. S. 13.

Die Familie Stegmann gehört zu den alten, angesehenen Patriziergeschlechtern in Budweis. An der Hand der Aufzeichnungen im Stadtarchive und in den Taufmatriken kann man 6 Generationen (bis 1660?) feststellen, welche in Budweis lebten. Die Stammväter der Stegmann waren bis in das zweite Viertel unseres Jahrhunderts Kunstgärtner, welche nach alten Ueberlieferungen aus Württemberg eingewandert sein dürften. Der gegenwärtige Chef der Familie Johann Franz Stegmann (geb. 1823) lernte das Gürtler- und Broncearbeiter-Gewerbe und legte 1847 den

Grund zu dem jetzt blühenden Unternehmen, das 1897 die Feier des 50jährigen Bestandes festlich beging. Die aus diesem Anlasse erschienene Festschrift „50 Jahre Arbeit 1847—1897“ gewährt einen schönen Einblick in seine und seiner Söhne geschäftliche Thätigkeit. Das vorliegende Schriftchen verdankt seine Entstehung der Wiederkehr des 50. Hochzeitstages, den die Gatten am 22. Mai 1899 im Kreise ihrer Kinder und Enkel feierten. Ein in der Fabrik gearbeitetes Medaillon bringt nebst der auf das Fest Bezug habenden Inschrift die wohlgetroffenen Brustbilder des Jubelpaares, gewiß für die Kinder und Kindeskinde ein sinniges Andenken.

Gertler J.: „Durch eigene Kunst.“ Lebensbild eines österreichischen Bildhauers. Wien. Bichlers Witwe und Sohn. S. 49.

Die vorliegende Schrift bildet das 103. Heft der von M. Ch. Fessen begründeten Volks- und Jugend-Bibliothek. Gertler versteht in gewandter und der Jugend angepaßter Form das Leben des bekannten Bildhauers Vincenz Pilz aus Warnsdorf zu schildern, das an Episoden überreich ist. Wie so viele Nordböhmern hat auch dieser Künstler nur durch eigene Kraft und unbeugbare Willensstärke sich aus den allerärmlichsten Verhältnissen emporgearbeitet zu jener Höhe des Schaffens, die mit Recht an seinen großartigen Werken bewundert wird. Für ihn war es eine Sturm- und Drangperiode, als er von seinem Vater, einem armen Weber, für das Schneiderhandwerk bestimmt wurde, bis sein vorwärts strebender Geist diese Fesseln durchbrach, und der ganz mittellose Jüngling den Weg nach Prag und Wien antrat, um sich auszubilden. Es ist ein Mann aus dem Volke von hohen Tugenden und großem Geiste, den Gertler der Jugend als Muster vorführt, dem als Vorbild nachzueifern die Jugend bestrebt sein sollte. Wir sind überzeugt, daß dieses Buch auf das jugendliche Gemüth einen gewaltigen Eindruck ausüben wird, und freuen uns, daß es ein Deutschböhme ist, dessen Lebensbild in diese Sammlung für die Jugend Eingang gefunden hat. Es wäre nur wünschenswerth, wenn dieses Gebiet der Jugendliteratur nur noch mehr gepflegt würde.

Dr. Ad. Horická.

Müller Rudolf: Wie das Reichenberger „Nordböhmische Gewerbemuseum“ entstanden ist. Culturgeschichtliche Skizze von Prof. Rudolf Müller, Reichenberg. Selbstverlag. Druck von H. Gerzabek & Comp.

Der hochverdiente Künstler Prof. Rudolf Müller gibt einen Sonderabdruck aus der „Deutschen Volkszeitung“ in Reichenberg in einer culturgeschichtlichen Skizze: Wie das Reichenberger „Nordböhmische Gewerbemuseum“ entstanden ist. Prof. Müller gibt einen historischen Ueberblick, und es ist keine Frage, daß Prof. Müller Gründer und Organisator des Reichenberger kunstgewerblichen Museums genannt werden muß. Müller hat unentwegt dafür gearbeitet und es nicht an Arbeit und persönlichen Opfern fehlen lassen; sein Name ist für immer mit der Geschichte dieser Gründung und deren Weiterführung und Vollendung verbunden. Aus den angeführten Daten geht dies zweifellos hervor. Daß es da nicht auch an Anführung der Unterströmungen fehlt, die sich gleich bei Beginn geltend machten, ist bei den entschiedenen Anschauungen Müllers

und seinen Verdiensten bei der „unter stetem Kampfe durchgeführten Organisationsarbeit“ leicht begreiflich. Volle fünf Jahre hat Müller aus Liebe zu seiner Vaterstadt der Institution eine opfervolle Thätigkeit gewidmet. Möge der greise hochverdiente Künstler auf diesen würdigen Abschluß seiner Gesamttthätigkeit mit dem Bewußtsein, ein so schönes und in die Zukunft hin wirkendes, dem ganzen Lande nutzbringendes Werk mitgeschaffen zu haben, ruhig zurückschauen!
— k.

Dehl Wilhelm, Wo drheeme! Gedichte und Erzählungen in Grulicher Mundart. Zweite vermehrte Auflage. Grulich 1898. 52 S.

Nachdem die erste (1897 im Selbstverlage erschienene) Ausgabe rasch vergriffen worden war, hat Dehl nun eine neue vermehrte Auflage im Verlage der Section Grulich des Mährisch-schlesischen Gebirgsvereines ausgehen lassen. Es ist eine sehr hübsche Sammlung kleiner Erzählungen, gereimter Gedichte und Sprüche, der man Holsteis Ausruf: „Suchte nisch, ad heem!“ als Wahlspruch vorsehen könnte. Holsteis mundartliche „Schlesische Gedichte“ waren überhaupt des Verfassers eingestandenes Vorbild; die Liebe zur Heimat hat seine Muse geweckt. Dehls Dichtungen, die einen durchaus erfreulichen Eindruck machen, sind in der Grulicher Mundart, einem Zweige der schlesischen Mundart des Adlergebirges richtig und in lesbarer und verständlicher Schreibung wiedergegeben.

Sie bringen Poesie und Prosa, Heiteres und Ernstes, bald übermüthigen Scherz, bald tiefe Empfindung, erdichtete Schwänke und eigene Erlebnisse. Alle die Ereignisse, wie sie in dem bescheidenen Lebenskreise eines abgesehenen Landstädtchens vorzukommen pflegen, werden hier behandelt. Die ländlichen und kleinstädtischen Berufe sind alle vertreten; Pfarrer, Richter, Wirthe, Kaufleute, Lehrer, Förster und Bauern treten auf. Mit herzlicher Wärme wird die engere Heimat besungen, doch ertönen daneben auch allgemein nationale Klänge.

Wollten wir Proben geben, so würde uns namentlich bei den vielen gelungenen heiteren Stücken der Sammlung die Wahl schwer fallen. Ich gebe darum als Zeugnis von dem Können Dehls ein nach dem Abschluß der Sammlung entstandenes, bisher ungedrucktes Gedicht, das mir in einer freundlichen Zuschrift des Verfassers zugekommen ist, das ernst und überaus stimmungsvolle Gedicht: „Noch ist der Wald voll Leben.“

Noch is dr Busch voll Laaba.

Noch is dr Busch vell Laaba,

Noch is a vull Sonne on Sang,

Do mohnt zum Obnd 's Glückla
(im Derfla¹⁾) mit semm Klang.

Die Sonne senkt on die Barche²⁾

Die taucht se ei prächtige Ruth

1) Im Dörkfein.

2) Berge.

On stellr werdtz eim Bosche¹⁾
A leit wie ei völschr Bluth.
Dr Sonne lehte Strohla
Die huscha eim Bosche rem
On off dr Hieh em die Fichta
Do tonza se em on dem.²⁾
Dff eemohl vrlescht doz Geflachr,
Dff eemohl verschwendt die Procht
On lauschich werdtz wie ei am Märla³⁾
On plože⁴⁾ kemmt die Nacht.

Den verhältnißmäßig großen Kreis deutschböhmischer mundartlicher Dichter, der einmal eine zusammenfassende Charakteristik und eine gut ausgewählte Blütenlese verdienen würde, hat nun Wilhelm Dehl in erfreulicher Weise vermehrt.

Adolf Hauffen.

Franz Gibel: Behelf zum Studium der Geschichte Oesterreich-Ungarns.
Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. Jos. Koch (Calve'sche Buchhandl.) 1899. 32 S. 8°.

Ueberaus rasch hat sich die Nothwendigkeit herausgestellt von dem „Behelfe“, wie der Verf. bescheiden sein Büchlein genannt hat, eine neue Auflage zu veranstalten. Dieselbe ist gegenüber der ersten⁵⁾ auf den doppelten Umfang angewachsen, eine Vermehrung, die speciell der Zeit von 1826 ab zu Gute kommt. Der Verf. hat in dankenswerther Weise die Schlagworte, die diese Periode kennzeichnen sollen, ergänzt und hat damit eine Beschränkung der Nützlichkeit dieses Behelfs, die er in der ersten Auflage sich auferlegt hatte, selbst beseitigt. Es kann neuerlich als nützlichcs Handbuch empfohlen werden, jetzt aber auch anderen Lernbegierigen als Cadettenschülern. Genealogische Tabellen ergänzen das Bändchen.

D. W.

-
- 1) Und stiller wird's im Walde.
 - 2) Um und um.
 - 3) Wie in einem Märchen.
 - 4) Blüßlich.
 - 5) Besprochen Jahrgang XXXV, Liter. Beil. S. 43.